

DIE  
DIE  
DIE

Aaron  
Sahr

MONETÄRE  
MONETÄRE  
MONETÄRE

MASCHINE  
MASCHINE  
MASCHINE

Eine Kritik der  
finanziellen Vernunft

C.H. BECK

zahlung als Tausch von Geldeigentum gegen Wareneigentum abzurücken, dann nicht, weil ich ihre soziologische Adäquatheit generell in Frage stellen will, sondern weil man ihr erhebliche Defizite bei der Erfassung des gesellschaftlichen Anforderungsprofils und Leistungspotenzials modernen Geldes nachweisen kann. Die Semantik des Tausches offeriert dennoch wichtige Einsichten in die politische Qualität des Geldes, wie im nächsten Kapitel zumindest cursorisch angemerkt werden soll; allerdings ist sie eben auch mitverantwortlich für die hochemotionale Ablehnung, die Vorschläge einer politischen Nutzung des Geldes seitens Beardsley Ruml und der MMT hervorrufen, gerade weil ihr Blickfeld in Bezug auf Anforderungsprofil und Leistungsangebot eingeschränkt ist. Die Einschränkung im Blickfeld kommt dadurch zustande, dass sich in der Interpretation der Zahlung als Austausch zweier Eigentumssachen eine Kontinuität zwischen vormodernem und modernem Geld zeigt, die tatsächlich die Gestalt der politischen Architektur unseres Geldes eher verstellt als erhellt.<sup>3</sup>

Die archetypische Vorstellung vormodernen Geldes ist eine Münze aus wertvollem Metall. Blicken wir auf eine «vormoderne» Goldmünze und stellen uns eine Zahlung im Vergleich zu einer Zahlung in der Gegenwart vor. Mit einer Goldmünze ging man zu einem Markt, wählte aus, was man begehrte, feilschte um den Preis und überließ der Verkäuferin oder dem Verkäufer schließlich die Münze und nahm dafür sein neu erworbenes Eigentum mit nachhause. In diesem Bild scheint es keinen großen Unterschied zur Gegenwart zu geben, immer noch geht man mit seinem Euro, seinem Papierschein oder seiner Geldkarte auf Märkte und zahlt den Preis für die Produkte, die man erwerben möchte – das heißt: Man übergibt Geldeigentum und erhält im Austausch Wareneigentum. Der einzige Unterschied besteht vermeintlich darin, dass das Geldeigentum nicht mehr aus einem intrinsisch wertvollen Material besteht, sondern aus «Fiat-Geld», also stoffwertlosen Geldbeträgen. Der Praxis der Zahlung aber scheint das nichts angehabt zu haben: Wir tauschen weiter Eigentum gegen Eigentum, ganz so, als handle es sich bei modernen, stoffwertlosen Geldbeträgen, wie wir sie heute verwenden, um immateriell gewordene Goldmünzen.

Bevor die Schwächen dieser Kontinuitätsannahme zwischen «modernem» und «vormodernem» Geld benannt werden können, muss in diesem Kapitel zunächst die Behauptung belegt werden, dass diese Vorstellung einer (modernen) Zahlung als Tausch immaterieller Goldmünzen gegen Waren tatsächlich auch in der Geldforschung überaus präsent ist, ja dass sie eine Art *Mainstream* darstellt.

### **Geld als Werkzeug des indirekten Tauschens**

Was also wird gemeinhin unter «Geld» verstanden? Nimmt man Adam Smiths *Der Wohlstand der Nationen* von 1776, Karl Marx' ersten Band des *Kapitals* von 1867, Carl Mengers einschlägigen Aufsatz *Geld* von 1900 oder Ludwig von Mises' *Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel* von 1912 (deren Neuauflage in der Einleitung schon wegen seiner Skepsis gegenüber Beardsley Rumml zitiert wurde), finden sich dort Variationen desselben Gedankengangs zur Entstehung und Ontologie des Geldes, also zur Frage, woher es kommt und was es ist. Als historische These über die Entstehung des Geldes gilt der Gedankengang weithin als widerlegt, weswegen wir nicht allzu tief in diesen Aspekt einsteigen sollten. Dennoch prägt seine Ontologie einen durch beharrliche Kritik zwar kleiner werdenden, aber noch immer erheblichen Teil des Diskurses bis heute – insbesondere, wenn wir damit nicht nur den wissenschaftlichen, sondern auch den öffentlichen Diskurs meinen.<sup>4</sup>

Die Ausgangsbeobachtung beginnt bei Smith, Marx, Menger und Mises mit gesellschaftstheoretischen Annahmen. Sie erklären das Entstehen des Geldes durch einen Verweis auf die Inkompatibilität einer sozialen Struktur und einer Institution. Die soziale Struktur ist die Arbeitsteilung, die Institution das Privateigentum.<sup>5</sup> Geld entsteht, so ihr Argument, weil Haushalte sich nicht mehr selbst mit all dem versorgen, was sie zum Überleben benötigen. Vielmehr spezialisieren sie sich auf die Bereitstellung eines bestimmten Angebots, werden also Bauer, Tischlerin, Lehrerin oder Soziologe. Solch spezialisierte Haushalte produzieren dann einerseits Überschüsse an ihrem spezifischen

Angebot (landwirtschaftliche Produkte, Möbel, Bildung oder Bücher wie dieses hier), haben durch die Spezialisierung aber Bedarf an vielen anderen Produkten, die sie selbst nicht produzieren. Da ihnen ihre Überschüsse gehören und die Güter, die sie brauchen, anderen Haushalten gehören, muss überschüssiges Eigentum getauscht werden. Austausch von Überschüssen ist deswegen der Inbegriff klassischer Konzeptionen von Wirtschaft. Spätere Definitionen schließen gemeinhin daran an, betonen aber als Voraussetzung die *Knappheit* von Ressourcen und (daraus folgend) der zur Befriedigung des Bedarfs zur Verfügung stehenden Güter. Berühmt ist etwa die Definition des britischen Theoretikers und langjährigen Department-Leiters an der London School of Economics, Lionel Robbins (1898–1984), der die Wirtschaftswissenschaften als Studium des Umgangs mit endlichen Mitteln für endlose Zwecke charakterisierte.

Da Ressourcen (die Mittel) nicht von jedem Haushalt auf jede Weise verwendet werden können, entsteht eine fundamentale Konkurrenzsituation, die man (auch) in der Soziologie «Knappheit» nennt. Knappheit charakterisiert eine Handlungssituation, in der ein bestimmter Zugriff auf Ressourcen andere Zugriffe ausschließt: Wenn ein Baum gefällt und zu einem Haus verbaut ist, kann dieser eine Baum nicht noch für etwas anderes genutzt werden. Haushalte benötigen Zugriff auf endliche Güter anderer Haushalte, auf die nicht nur sie, sondern potenziell alle Haushalte Ansprüche erheben können, die tauschbare Überschüsse anzubieten haben. In diesem Sinne kann man sagen: Klassischerweise konzipieren wir Wirtschaft als Tausch von Eigentumsüberschüssen unter Knappheitsbedingungen.

Weil sich die Ressourcen in Privatbesitz befinden, ist jeder Haushalt darauf angewiesen, auf das (überschüssige) Privateigentum anderer Haushalte zuzugreifen. Man könnte nun vermuten, so die Klassiker der Nationalökonomie, dass die Haushalte einfach ihre durch die Spezialisierung produzierten Überschüsse an Privateigentum gegen andere Überschüsse an Privateigentum tauschen, Eigentumsache gegen Eigentumsache. Ein solch unvermittelter oder direkter Tausch wird auch Realtausch genannt, von Karl Marx mit der berühmten Notation  $W - W$ , also Waren gegen Waren, formalisiert. (Im Englischen

spricht man auch von *barter*.) Das allerdings funktioniere so einfach nicht, erklärten Smith, Menger und Mises einvernehmlich. Denn damit man die eigenen Waren mit jenen austauschen kann, die man benötigt, müsste in dieser geldlosen Wirtschaft der Zufall mitspielen: Man müsste nicht nur jemanden mit dem richtigen Angebot finden, sondern auch den passenden Bedarf; es müsste eine «doppelte Koinzidenz der Bedürfnisse» eintreten, wie es in der Volkswirtschaftslehre heißt. Ein Haushalt müsste schließlich nicht nur einen Eigentumsüberschuss anbieten, den man braucht, sondern auch etwas von dem Eigentumsüberschuss haben wollen, den man selbst anzubieten hat. W – W scheitert also an der Unwahrscheinlichkeit dieser doppelten Koinzidenz der Bedürfnisse.

Die drei Ökonomen (und viele andere auch) argumentierten nun, dass sich dieses Dilemma von selbst auflösen würde, indem Geld entstehe und zu modernem Geld weiterentwickelt werde. Um das Dilemma der Unwahrscheinlichkeit eines Zusammentreffens beidseitig passenden Angebots zu vermeiden, sollten vernünftige Haushalte doch bereit sein, ihre überschüssigen Waren nicht nur gegen solche zu tauschen, die sie unmittelbar benötigten, sondern auch gegen solche Waren, die beliebt waren; die also von mehr Haushalten häufiger begehrt würden als ihre eigenen Überschüsse. Haushalte sollten ihre produzierten W also nicht nur gegen solche W tauschen, die *sie selbst verbrauchen*, sondern vor allem gegen solche, die sie *handeln*, also leicht wieder eintauschen konnten. Diese begehrteren und dadurch leichter zu tauschenden Waren konnten dann in einem zweiten Schritt gegen die eigentlich begehrten Konsumgüter getauscht werden. Damit eine Wirtschaft als Tausch funktioniert, muss sie also nicht als W – W, sondern als W – W – W betrieben werden. Waren unterscheiden sich nämlich nicht nur nach dem Zweck, zu dem sie konsumiert werden können, sondern auch darin, wie *marktgängig* sie sind, also wie stark sie allgemein begehrt und im Tausch akzeptiert werden. Die Eintauschbarkeit der Eigentumsobjekte ist somit entscheidend.

Wenn nun alle Haushalte danach streben, durch das Tauschen von weniger marktgängigen gegen marktgängigere Waren ihre eigenen *Tauschchancen* zu vergrößern, dann sollte sich die Marktgängigkeit

bei einigen wenigen Waren konzentrieren und selbst verstärken, weil sie nach und nach von allen nur noch deswegen im Austausch akzeptiert werden, weil man erwartet, sie leicht selbst eintauschen zu können.<sup>6</sup> Eine solche Ware wäre dann so etwas wie ein allgemein verwendetes Tauschmittel, das als Stellvertreter für die eigenen produzierten Waren in Besitz genommen und später wieder gegen Benötigtes eingetauscht werden kann. Schon Aristoteles hatte Geld deswegen funktional als «eine Art austauschbarer Stellvertreter des Bedarfs» bezeichnet.<sup>7</sup> Durch das allgemeine Streben nach einer Verbesserung der eigenen Tauschchancen wird eine Ware irgendwann nur noch um ihrer Tauschbarkeit wegen begehrt, aus  $W - W - W$  wird  $W - G - W$ , und erst durch die Existenz dieser *Stellvertreterware* funktioniert die Geldwirtschaft als *indirekte Tauschwirtschaft*.

In diesem Sinne haben sich Smith und Co. (ebenso wie Marx) die Weiterentwicklung des Geldes als eine konsequente Verbesserung der Tauschbarkeit der Stellvertreterware vorgestellt. Zunächst schien es sinnvoll, anstelle von Tauschwaren wie Vieh oder Salz auf Edelmetalle zu setzen, weil diese nicht verderben, sondern haltbar und je nach Tauschvorhaben auch gut einteilbar waren (so jedenfalls die Erzählung in Smiths *Wohlstand der Nationen*). Weil es wichtig war, den Metallgehalt der Münzen zu kennen, damit klar war, für welche Waren die Spezialware als Stellvertreter dienen konnte, wog und markierte man (mithilfe der Fürsten) die Metallplättchen und erhielt so Münzen. Münzen waren viel leichter tauschbar als Vieh, Salz oder grobe Metallbrocken. Allerdings waren sie auch schwer, so dass es vernünftig schien, die Münzen zentral einzulagern und stattdessen Papierscheine oder sonstige Verweise auf die sicher eingelagerten Münzguthaben zum Zahlen zu verwenden. Die Lagerstätten wurden Banken, und die Einzahlungszertifikate wurden zu Banknoten. Deren Verwendung war so bequem, dass die Funktion der Stellvertreterware sich von ihrer physischen Existenz emanzipierte und reines «Fiat-Geld» entstehen konnte. Ende der Geschichte.

In dieser Rekonstruktion stecken zwei Theoreme, welche die Tauschtheorie auch noch dort prägen, wo man sich von dieser doch einigermaßen simplen Erklärung der Geldentstehung durch Markt-